

Über Facebook, mon amour. (2015)

Eigentlich wollte ich diesen Text gar nicht schreiben. Weil es so einfach ist, auf Leute einzuschlagen. Weil das Thema so fürchterlich populär und abgedroschen ist und man, wenn man denn schon schreibt, ja auch ein wenig originell sein will.

Und weil ich oberlehrerhaftes Verhalten eigentlich nicht mag – in den folgenden Sätzen, Zeilen und Absätzen aber fast zwangsläufig das Verhalten und die Denkmuster eines Oberlehrers an den Tag legen werde.

Um dieses Problem zu umgehen, wäre es jetzt, da ich zu schreiben begonnen habe, immer noch möglich, das Ergebnis dieses Prozesses unveröffentlicht zu lassen.

Eine Idee, von der ich abgekommen zu sein scheine, denn sonst würden Sie jetzt und in diesem Augenblick nicht in der Lage sein, den kompletten Text (der für mich jetzt und hier an meinem Schreibtisch noch ein in der Entstehung befindliches Manuskript ist, von dem ich noch nicht einmal weiß, wie es weitergehen oder gar enden soll), komplett vor sich zu haben.

Das ist kompliziert – das gebe ich zu – und hat etwas mit den verschiedenen Zeitebenen zu tun, in denen Sie sich (beim Lesen) und ich mich (beim Schreiben des Textes) befinden.

Wie kommen wir aus diesem Dilemma wieder raus? Ganz einfach: Indem wir feststellen, dass das, was man geschrieben hat, auch veröffentlicht werden sollte. Es sei denn, man wäre Jerome D. Salinger, der angeblich ein gutes Dutzend Romane nur geschrieben hat, weil er sie schreiben wollte, von dem aber noch viele andere wunderliche Dinge berichtet werden.

Wenn Ihnen jetzt der Kopf schwirrt (and this is quite a hell of an Überleitung...), dann sind Sie (der Leser) und ich (der Schreiber) plötzlich trotz verschiedener Zeitebenen wieder vereint, und es geht Ihnen ähnlich wie mir in manchen Momenten, in denen ich an meinem Computer sitze und darüber nachdenke, was andere Leute wohl so denken, wenn sie denken. Oder auch nicht denken.

Denn die Zauberschachtel, über die zu schreiben und das Geschriebene anschließend auch zu veröffentlichen ich mich offenbar entschlossen habe, ist die Zauberschachtel unserer Zeit. Und sie heißt Internet. In dieser Zauberschachtel befindet sich eine zweite, kleinere Zauberbox namens Soziale Netzwerke. Und gegen diese Box ist die Büchse der Pandora ein netter Scherz, ersonnen und gefüllt von arglosen Schöngeistern oder zumindest Vorschulkindern.

Wenn man deutscher Staatsbürger werden will, muss man einen Einbürgerungstest absolvieren, in dem unter anderem gefragt wird, wer der erste deutsche Bundeskanzler war. In den sozialen Netzwerken darf man sich ohne Eignungstest tummeln – auch dann, wenn der letzte Politiker, mit dessen Namen man etwas anfangen kann, Adolf Hitler heißt.

Und viele, viele machen Gebrauch davon. Für meinen Geschmack zu viele.

Menschen, die beteuern, keine Nazis zu sein, und sich anstatt dessen berufen fühlen, anderen Menschen zu erklären, was ein Nazi ist, geben Dinge von sich, die sie eindeutig als Nazis entlarven.

Für den Umgang mit Andersdenkenden, Andersaussehenden, Anderssprechenden empfehlen sie ohne jede Scheu Vorgehensweisen, wie sie einer der oben genannten Politiker auf grausame Art und Weise in die Tat umgesetzt hat. Und ich meine nicht den ersten deutschen Bundeskanzler.

In ihrer Selbsteinschätzung politisch interessierte Bürger, die den Status eines Kriegsflüchtlings aus Syrien oder Eritrea nicht vom Status eines EU-Bürgers aus Südosteuropa unterscheiden können, produzieren sich als Hüter einer intakten Gesellschaft.

Nachfahren polnischer Bergleute, deren Nachnamen auch nach hundert Jahren noch ihre Herkunft verraten, werden zu Verfechtern des stumpfsten Deutschtums, das man sich vorstellen kann.

Es kommt sogar vor, dass mehrere wirre Gedankenstränge in einem einzigen Hirn seltsame Symbiosen eingehen: Mitmenschen, die sich selber als Tierfreunde bezeichnen und für die Resozialisierung beißwütiger Hunde plädieren, fordern – ohne mit der Wimper zu zucken – die Todesstrafe für menschliche Straftäter. Gerechtigkeitsfreunde, die einen Insassen einer amerikanischen Todeszelle vor dem elektrischen Stuhl bewahren wollen und die (völlig zurecht) die Lebensbedingungen der nepalesischen Sklavenarbeiter auf den WM-Baustellen in Katar beklagen, fantasieren fast gleichzeitig geifernd darüber, eine Fackel an eine Asylbewerberunterkunft zu halten.

Und leider bleibt es mittlerweile längst nicht mehr in jedem Fall bei der Fantasie.

Das alles geschieht mit einer Orthographie und einem Satzbau, die allein mit der Ausrede, man habe diese zu Wörtern und Sätzen gewordenen Alpträume mithilfe einer kleinen, schwer zu bedienenden Handytastatur ausgespien, nicht zu erklären sind.

Ich habe mich oft gefragt, wo dieser grenzenlose, undifferenzierte Hass seinen Ursprung hat, der in den sozialen Netzwerken sein trauriges und abstoßendes Forum gefunden hat. Dieser Hass, der früher so nicht zu sehen war, weil er sich damals mit dem Bierdunst und dem Zigarrenqualm der Stammtische vermischt hat.

Und mittlerweile glaube ich – nein: ich bin der festen Überzeugung – dass das, was sich da Bahn bricht, letztendlich Selbsthass ist, unreflektiert und übertragen. Übertragen auf Andersdenkende, auf Andersaussehende, auf Anderssprechende.

Lesen kann – und muss – diesen Hass die ganze Welt.